



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinrich von Treitschke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Denkmälern hier aufgefundenne Doppeladler. In gewaltigem Wellenschlag flutete hier die Weltgeschichte hinüber und herüber. Westwärts in unzähligen Scharen zogen einst die Perserheere, aber die Überzahl der asiatischen Barbaren erlag der Heldenkraft des Griechenvolkes, und alsbald eroberte Alexander die asiatische Welt hellenischer Kultur und Gesittung. Sein Werk setzten die Römer fort. Ein volles Jahrtausend herrschte griechische Sprache und Kultur in Kleinasien, als — ein neuer Strom aus Asien — die Türken über das Land hinfluteten und auf den Trümmern des morschen Byzantinerreiches ihre nun schon fünf-hundertjährige Herrschaft in Europa gründeten. Jetzt aber scheint in rück-flutender Bewegung wieder das Abendland seinen Siegeseinzug in Asien antreten zu sollen. Hoffentlich folgt auf die fünf Jahrhunderte asiatischer Barbarei und türkischer Trägheit eine mindestens gleich lange, gesegnete Zeit europäischer Bildung und Gesittung.

Die Türkenherrschaft hat einst die Verbindung zwischen dem Morgen- und dem Abendlande jäh und gewaltsam unterbrochen. Durch das Machtwort Muhammeds des Eroberers wurden zwei Kontinente auf Jahrhunderte von einander getrennt, und der blühende Handel der Genuesen und Venezianer nach Indien vernichtet. Bei dem Versuch, einen westlichen Seeweg nach Indien zu finden, wurde drei Jahrzehnte später Amerika entdeckt und der ganze Erdkreis der menschlichen Forschung erschlossen. Es erscheint wie das Walten einer höhern Macht, die selbst das Böse zum Guten zu führen weiß, daß sich die europäischen Völker, von ihrer einseitigen Richtung nach Osten durch das Dazwischentreten des Türkenvolks abgelenkt, dem Westen zuwenden mußten, um hier mit dem Zeitalter der Entdeckungen einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte zu eröffnen, wenn man überhaupt vorher von einer Weltgeschichte reden kann. Hierzu den Anstoß gegeben zu haben, scheint der geschichtliche Beruf des Türkenvolkes gewesen zu sein. Nun er vollendet ist, tritt es wieder von der Weltenbühne zurück.



Heinrich von Treitschke

Der Mensch versteht nur, was er liebt



m 28. April ist Heinrich von Treitschke allzu früh, im Alter von noch nicht 62 Jahren, der deutschen Wissenschaft und wir dürfen sagen der deutschen Nation entriffen worden. Unter den Historikern unsrer Zeit nahm er eine völlig eigenartige Stellung ein, und nach dem Hinscheiden Ranke's und Sybels in Deutschland ohne alle Frage die erste. Jetzt ist dieser Platz leer, und er wird so bald

Grenzboten II 1896

35

nicht wieder besetzt werden, sicher nicht mit einem Manne dieser Prägung. Denn ein Mann wie Treitschke konnte nur erwachsen in einer Umgebung und in einer Zeit wie der seinigen. Er war ein Typus des ober-sächsischen Stammes, und zwar jener Art, die, wie Lessing, Fichte und Körner, die „warmherzige Männlichkeit“ vertritt, im merkwürdigen Gegensatz zu jener sinnigen Weichheit, die sich etwa in Ludwig Richter und Ernst Rietschel verkörpert hat und die die häufigere Eigenschaft ist. Er war weiter der Sprößling eines alten sächsischen Adelsgeschlechts, das den Dienst im Heere als eine selbstverständliche Pflicht ansah, und ein militärischer, waffen- und kampfesfreudiger Zug tritt auch in ihm hervor.

Aber bedeutende Naturen entwickeln sich nicht nur im Einklange mit ihrer Umgebung und durch sie, sondern ebenso sehr und zuweilen noch mehr durch den Gegensatz zu ihr. So war es bei Treitschke. Die Überlieferungen und die Gesinnungen seiner Familie wiesen ihn in eine streng sächsisch-partikularistische Richtung, auf die entschiedenste Abneigung, das tiefste Mißtrauen gegen Preußen, und seine bildsamsten Jugendjahre fielen in die häßlichste Zeit der Reaktion, wo der nationale Gedanke als Hochverrat galt und sein berufener Träger, Preußen, nachdem es ihn selber von sich gewiesen hatte, mißachtet beiseite geschoben war. Und dieses „Dresdner Kind“ wurde, als es sich kaum aus den engen Verhältnissen der Heimat losgerissen hatte, zum flammenden Herold des deutschen Berufes der Hohenzollern, gerade deshalb, weil Treitschke den Unsegen deutscher Zerrissenheit als Angehöriger eines kleinen Staates tiefer empfand als ein geborner Preuße. Es ziemt sich nicht, davon zu reden, wie ihn dies innerlich auf lange Zeit von seiner Familie, auch von seinem geliebten Vater trennte; aber in spätern Schilderungen von ihm, wie in der von Lessings Verhältnis zum Pfarrhause in Kamenz, meint man das eigne schwere Leid des Verfassers durchzittern zu hören.

So betrat er als blutjunger Privatdozent der Geschichte zuerst in Leipzig das Katheder. Nur wer diese Jahre dort miterlebt hat, kann ganz verstehen, was er hier gewirkt hat. Die Geschichte war damals in Leipzig hauptsächlich vertreten durch den greisen Wachsmuth, der vor wenigen Zuhörern zu Hause im Lehnstuhl las, und durch den fanatischen großdeutsch-österreichischen Demokraten Wuttke, der durch die gehässige Parteilichkeit seiner Auffassung viel mehr abstieß als anzog. Dafür drängten sich Hunderte von Studenten aller Fakultäten zu Treitschkes Vorlesungen über die neueste Geschichte; sie füllten den größten Hörsaal des Augusteums bis auf den letzten Platz und horchten voll Spannung und mit einer Art von Andacht auf jedes Wort des jungen Redners mit dem dunkeln, dichten Haar und dem starken Schnurrbart in dem kräftigen, scharfgeschnittenen Gesicht, dessen hohe Gestalt straff aufgerichtet dastand, den Arm leicht auf das Pult gestützt, den Kopf etwas zurückgeworfen, und aus dunkeln Augen wie befehlend und beherrschend über die Menge zu seinen Füßen

blickte. Er sprach völlig frei mit tiefer, klangvoller Stimme, die entscheidenden Stellen mit einem eigentümlichen Nicken des Kopfes wie bekräftigend, in scharf abgerundeten Sätzen, zuweilen auch in wuchtigen, rollenden Perioden, in einer eigentümlichen, kraftvollen Ausdrucksweise voll tiefem und doch niemals ermüdendem Pathos, scharf und anschaulich schildernd, rückhaltlos und oft genug schroff urteilend; aber immer empfand man, daß alles, was er sagte, aus tiefster Überzeugung und aus einem energischen, begeisterten Patriotismus floß. Es waren keine Vorlesungen zum Nachschreiben, ein gutes „Heft“ zum Einpausen fürs Examen bekam man nicht bei ihm, denn die Bedeutung seiner Vorträge lag nicht allein in den mitgeteilten Thatsachen, sondern vor allem in der Art ihrer Mitteilung und in der Durchdringung des Stoffes mit dem Hauche der ganzen mächtigen Persönlichkeit des Redners. Beides war ein unzertrennliches Ganze, und beides wirkte unwiderstehlich. Die jungen Leute da vor ihm kamen meist zu ihm noch ohne politisches Urteil, befangen in engen, vorgefaßten Meinungen oder unsicher schwankend zwischen sehr verschiedenen Anschauungen. Und nun trat ihnen ein Lehrer entgegen, jeder Zoll ein Mann und ein Deutscher, mit fest gegründeter, unerschütterlicher Überzeugung. Da fühlte sich mancher zuerst verwirrt und das Oberste in sich zu unterst gekehrt, aber bald wurde er unwiderstehlich gepackt, und wenn er von ihm ging, dann hatte er eine politische Überzeugung gewonnen und hielt sie fest für sein ganzes Leben.

Als Treitschke im Sommer 1863 den Ruf als ordentlicher Professor nach Freiburg erhielt, nachdem er auch weitem Reisen in der glänzenden Rede zum Andenken der Leipziger Schlacht beim dritten deutschen Turnfeste die Wucht seiner Beredtsamkeit gezeigt hatte, da ging eine stürmische Aufregung durch die Kreise seiner jugendlichen Zuhörer, und sie unterzeichneten in Scharen ein Gesuch an das sächsische Kultusministerium, den geliebten und verehrten Lehrer in Leipzig festzuhalten. Kluge Leute lächelten über diesen Schritt, und sie hatten Recht, aber die andern ließen es sich dann doch nicht nehmen, dem Scheidenden einen stattlichen Fackelzug zu bringen, dem die schwarzrotgoldnen Fahnen der Leipziger Burschenschaften voranwehten. Das Jahr 1866 vertrieb ihn aus Baden, denn er wollte einem Staate, der mit Preußen im Kriege war, nicht dienen. Der Sieg Preußens aber führte ihn nach der soeben wiedergewonnenen Nordmark, nach Kiel auf Dahlmanns Lehrstuhl, den er aber schon 1867 wieder mit dem Häußers in Heidelberg vertauschte. Seit 1874 hat er dann in Berlin gelehrt, in der Hauptstadt des neuen Reichs, dessen begeisterter Prophet er geworden war.

Das aber wurde er, weil er das verband, was freilich Ranke einmal als unvereinbar bezeichnet hat, den Politiker und den Historiker. Denn seine „warmherzige Männlichkeit“ konnte sich nicht damit begnügen, die Dinge der Vergangenheit zu betrachten und zu schildern, sondern er mußte eingreifen in

den Streit des Tages. Das that er als Reichstagsabgeordneter — er vertrat siebenzehn Jahre lang den Wahlkreis Kreuznach —, vor allem aber als einer der glänzendsten Publizisten aller Zeiten. Da gab es keine große Frage der nationalen Politik, zu der er nicht das Wort ergriffen hätte, vor allem in den Preussischen Jahrbüchern, die er lange Jahre hindurch leitete. Jede Frage beleuchtete er vom nationalen Standpunkt aus, und stets sprach in diesen Aufsätzen nicht nur der Verstand, sondern vor allem das warme Herz; es war oft, als ob das nationale Gewissen aus ihnen redete. Es lag etwas kriegerisches, kampfesfreudiges in ihm, und die tiefe Leidenschaft, die in ihm lebte, führte ihn oft zu harten, schroffen, ungerechten Urteilen, die manchen verletzt haben und ihm selber lange das Verhältnis zu seiner Heimat verdarben; aber er stand im Kampfe für sein höchstes Ziel, die Einigung Deutschlands unter den Hohenzollern, und auch als dies erreicht war, da wirkte die Erregung noch nach. Allmählich drangen seine Äußerungen feltner in die Öffentlichkeit, aber noch bei der Jubelfeier des großen Jahres 1870 hat er als Festredner der Berliner Universität herrliche Worte gefunden. Und mochte er als Liberaler und als „radikaler Unitarier“ begonnen haben, einer Parteischablone hat er sich niemals gefügt, er bekannte ehrlich, wenn er sich geirrt hatte, er sah mit lebhafter Freude, wie das von ihm oft hart genug beurteilte Haus Wettin dem neuen Reiche einen seiner ersten Feldherrn stellte, er wurde ein überzeugter Verfechter des deutschen Bundesstaats und sprach in der Debatte des Reichstags über die neue Münzordnung für die Beibehaltung der landesfürstlichen Bildnisse neben dem Reichswappen, denn in dieser Verbindung komme das Wesen des neuen Reichs getreu zum Ausdruck, und er schloß mit dem alten schönen Satze: *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.*

Seine Größe als Publizist hat ihm denn auch niemand bestritten, aber viele haben gemeint, er sei auch als Historiker wesentlich Publizist und also Parteimann gewesen, und selbst in akademischen Kreisen wurde er nicht so ohne weiteres zu den „zünftigen“ Historikern gerechnet, um dies häßliche, aber bezeichnende Wort zu brauchen. Gewiß, von der kühlen Objektivität eines Ranke war nicht eine Ader in ihm; seine Kunst war nicht eine Geschichtsschreibung des Verstandes, sondern des Herzens, der innern persönlichen Erfahrung. Er meinte nicht nur mit Recht, das politische Urteil des Historikers bleibe dilettantisch, so lange er nicht thätigen Anteil an dem politischen Leben seiner Zeit genommen habe, was ohne Beteiligung des Gemüts nicht abgeht, sondern er konnte gar nicht anders als subjektiv, mit flammender Leidenschaft und tiefem Pathos schildern, denn er empfand Leid und Glück des Vaterlands auch in der Vergangenheit wie eignes, selbsterlebtes Leid und Glück. Der Grundsatz des Tacitus: *Sine ira et studio*, „den niemand weniger befolgt hat als sein Urheber,“ galt ihm nichts; „gerecht soll der Historiker reden, freimütig, unbekümmert um

die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den Haß des Pöbels.“ Freimütig und ehrlich in dem Aussprechen dessen, was er in angestrebter Forschung als Wahrheit erkannt hatte, ist er immer gewesen, gerecht nicht immer, er nimmt Partei für und wider, aber doch nur in der Weise, daß er Partei ergreift gegen alles und alle, die der Größe und dem Glücke seines Vaterlandes im Wege standen. Wenn er dabei allzu einseitig für Preußen einzutreten scheint, so war das ein notwendiger und heilsamer Rückschlag gegen die Verkennung und Verleugung der frühern Zeit.

Diese subjektive Auffassung lag in seinem Wesen, aber sie hing auch mit der Wahl seines Stoffes zusammen, die freilich wieder aus seinem Wesen entsprang. Ein Mann wie er konnte nicht alte oder mittelalterliche Geschichte schreiben, so gut er die Alten kannte, und so hoch er sie schätzte. Die neueste deutsche Geschichte ist von Anfang an nicht sein einziges, aber sein bevorzugtes Feld gewesen, und auch wenn er einen scheinbar ihr fern liegenden Gegenstand behandelte, wie in seinem ersten schönen Aufsatz über das deutsche Ordensland Preußen, er setzt ihn doch mit der Gesamtgeschichte seiner Nation in Zusammenhang und bringt ihn durch seine herzliche Teilnahme auch dem Leser nahe. Endlich schloß sich alles zusammen zu seinem Lebenswerke, der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert,“ die er nun unvollendet hinterlassen hat, und die unvollendet bleiben wird, weil es niemanden giebt, der sie fortsetzen kann. Wer noch zweifeln konnte an der Gründlichkeit und Schärfe seiner Forschung, der mußte vor diesen Bänden eingestehen, daß sie ebenso solid gearbeitet seien, wie irgendein Buch über das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert, nur daß die Arbeit schwieriger war, weil der Stoff ein wahrhaft ungeheurer, zersplitterter und fast noch ungefügter ist. Und mit welcher souveräner Beherrschung hat er ihn zusammengefaßt und gestaltet! Er war immer der schlichten Meinung, daß der eigentliche und wichtigste Gegenstand der Geschichtsschreibung der Staat und seine Wandlungen sei, und daß diese auf dem Wirken der sittlich verantwortlichen Menschen und nicht unpersönlicher Kräfte beruhen, unter der selbstverständlichen und niemals bestrittenen Voraussetzung, daß sich diese Menschen auf dem Boden und in den Schranken ihrer Zeit bewegen. Daher hat er denn auch diese Menschen in ihrem tiefsten Wesen erfaßt und geschildert in einer Reihe prächtiger Porträts mit der kraftvollen Zeichnung und Farbgebung eines Lenbach. Niemals sind die großen deutschen Feldherrn der Befreiungskriege wahrer und packender vor Augen gestellt, niemals ist die im tiefsten Grunde tragische Gestalt Friedrich Wilhelms IV. verständlicher und erschütternder gezeichnet worden. Und doch liegt es ihm völlig fern, nur Haupt- und Staatsaktionen darzustellen; er faßt das Dasein des Volkes als ein unzertrennliches Ganze, er läßt den Leser auch hineinblicken in das Leben des kleinen Mannes, und manche seiner glänzendsten Kapitel sind dem geistigen und wirtschaftlichen Leben gewidmet. Mit allen diesen reichen Mitteln aber

wollte er keineswegs bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen oder warum es so geworden ist; belehren wollte er, ermahnen und warnen, mit einem Worte erziehen für die Gegenwart, für das Leben, erziehen zu jener thatkräftigen und begeisterten Vaterlandsliebe, die ihm selbst im Herzen glühte. In diesem Sinne ist er unter den deutschen Historikern der größte Erzieher der gebildeten deutschen Jugend und nicht nur der Jugend geworden.

Alle Vergleiche haben ihr Mißliches, aber wenn man Umschau hält unter den Historikern des Altertums, die Treitschke so sehr verehrte, so steht ihm in vieler Beziehung einer am nächsten: Cornelius Tacitus. Denn dieselbe Subjektivität einer festen, geschlossenen Persönlichkeit, dasselbe Pathos, dieselbe Blut der Empfindung für das Vaterland, dieselbe Pracht der Farbengebung, dieselbe Eigenart der Sprache charakterisiren auch den Römer. Nur daß der Deutsche glücklicher war als der Römer. Denn wenn diesem beschieden war, eine sinkende Zeit zu schildern mit dem vollen Bewußtsein eines unaufhaltsamen Niederganges, des ruere in exitum, so war es dem Deutschen vergönnt, in einem aufsteigenden Volke zu stehen und seine Größe nicht nur vorauszu sehen, sondern auch zu erleben.

Nun ist sein beredter Mund verstummt, die Feder ist ihm aus der Hand gesunken, gerade als er sich anschickte, die Schwelle der neuesten Zeit, das Jahr 1848, zu überschreiten. Wir werden die Geschichte dieser verworrenen und doch so hochstrebenden Jahre in seiner fortreizenden Sprache und in der Farbpracht seines Pinsels nicht vor uns ausgebreitet sehen, und nicht das Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks, das die Vorhersagungen seines begeisterten Propheten herrlicher erfüllte, als er geahnt hatte; wir müssen uns in schmerzlicher Entfagung begnügen mit dem, was er uns hinterlassen hat. Aber wir wollen hoffen, daß aus oder auch neben der Schar von Spezialisten, die unsre historischen Seminarien erziehen, in nicht zu langer Zeit ein Geschichtschreiber großen Stils auftauche, der Treitschkes Werk wieder aufnimmt, weil er von sich sagen kann:

Deines Geistes
Hab ich einen Hauch verspürt.

